

Nadine Olonetzky: „Wo geht das Licht hin, wenn der Tag vergangen ist“

Der lange Schatten der Shoah

Von Gisa Funck

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 12.06.2024

Wie lief die sogenannte Wiedergutmachung für Holocaust-Opfer ab? In ihrer Familienchronik schildert Nadine Olonetzky, wie beschämend lange ihr jüdischer Vater um Entschädigung kämpfen musste. Ein Buch über ein dunkles, wichtiges Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte, in dem sich die Autorin allerdings in Nebensächlichkeiten verliert.

Wie kann man über den Holocaust sprechen, ohne dieses unvergleichliche Menschheitsverbrechen zu verfälschen oder gar zu verharmlosen? Dieser Grundzweifel vieler Holocaust-Überlebender trieb auch Nadine Olonetzky's Vater Emil Benjamin, genannt Beny, um. Von daher wollte er lange nicht über seine Shoah-Erfahrungen reden. Schon gar nicht mit seiner Tochter:

„Er sagte: Wenn du alt genug bist, erzähle ich dir das einmal.“

Das lange Schweigen des Vaters

Als die Schweizer Schriftstellerin Nadine Olonetzky dann 15 Jahre alt war, löste ihr Vater sein so oft verschobenes Versprechen aber schließlich doch ein – und bestellte die Tochter in den Botanischen Garten in Zürich.

Dort erzählte er ihr betont nüchtern von seiner Verfolgung als Jude während der Hitler-Diktatur. Und auch davon, dass die NS-Schergen seinen Vater Moritz und seine Schwester Anna ermordet hatten, während drei weitere Geschwister früh genug nach Palästina auswandern konnten. Für die bis dahin wohlbehütet aufgewachsene Nadine Olonetzky brach mit dieser Shoah-Beichte ihres Vaters 1977 schlagartig eine Welt zusammen:

„Er erzählte in kurzen Sätzen. Sie fielen wie Felsbrocken auf mich herab. Er schüttete mich zu, bis ich in dem Haufen aus Worten, Sätzen, aus Bildern, aus Steinen, in dem Haufen aus Schmerz verschwunden war. (...) Nachfragen kam mir erst viel später in den Sinn, da war es zu spät.“

Es dauerte viele weitere Jahre, bis Nadine Olonetzky selbst den Mut fand, ihre deutsch-jüdische Familiengeschichte genauer zu recherchieren. Sehr zum Unwillen mancher Freundin und auch manchem aus ihrer jüdischen Verwandtschaft:

Nadine Olonetzky

Wo geht das Licht hin,
wenn der Tag vergangen
ist

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main

448 Seiten

25,00 Euro

„Na komm schon, sagen manche, das ist doch alles lange her! (...) Auch in Tel Aviv, wo meine Cousine wohnt, geht das vielen auf die Nerven. Immer diese Geschichten von der Shoah und ihre Folgen, hör auf damit! Zieh endlich einen Strich unter die ganze Sache!“

Ihre Suche bildet Olonetzky im Buch bereits geschickt dadurch ab, dass sie viele, sehr viele, manchmal allerdings auch allzu viele nebensächliche Fragen stellt.

Geradezu in Detektivmanier erzählt sie davon, wie sie auf den Spuren des Vaters nach Stuttgart reiste, dem ehemaligen Wohnsitz der Familie. Wie sie dann weiter ins einstige NS-Lager Izbica in Polen fuhr, wo vermutlich ihr Großvater ermordet wurde. Und: Olonetzky berichtet davon, wie sie sich durch knapp 2500 Seiten amtlicher Dokumente wühlte, die den jahrzehntelangen Kampf ihres Vaters um Entschädigung bezeugen:

„Manchmal konnte ich nach den ersten zwei Sätzen nicht weiterlesen. Mir war schlecht, es tat weh. Es gab Passagen, die so absurd klangen, dass ich lachen musste.“

Verschleppt ins NS-Transitlager Izbica

Besonders erschütternd lesen sich Olonetzkys Nachforschungen über ihren Großvater, den Stuttgarter Tabakhändler Moritz Olonetzky. Zusammen mit 440 anderen Juden wurde der 61-Jährige Ende April 1942 nach Izbica verschleppt: Per dreitägiger Zugfahrt ohne Proviant im Viehwaggon, für die der Deportierte sogar noch selbst zahlen musste. Es war eine Fahrt in den sicheren Tod. Von insgesamt 7500 aus Deutschland in das sogenannte Transitlager deportierten NS-Opfern überlebten genau zwei. Denn in Izbica herrschte mit Kurt Engels ein besonders grausamer NS-Sadist:

„Er habe nicht frühstücken können, lese ich über Kurt Engels, bevor er nicht einen Juden erschossen hatte.“

Olonetzkys Recherchebuch ist aber vor allem deshalb eine interessante, wichtige Lektüre, weil die Autorin im zweiten Teil anhand der Dokumente klar aufzeigt, wie beschämend die sogenannte Wiedergutmachung der Shoah-Opfer nach 1952 oft ablief.

Fast zwanzig Jahre lang musste ihr jüdischer Vater, 1943 in die Schweiz geflohen, nämlich juristisch streiten, bis ihm endlich etwas mehr als 17.000 Mark Entschädigung zugesprochen wurden. Für seine Zeit als NS-Zwangsarbeiter und für die Ermordung seines Vaters jedoch erhielt Benjamin Olonetzky keinen Pfennig. Zur Begründung hieß es zynisch, dass ein Arbeitslager kein KZ wäre – und er bei der Deportation seines Vaters 1942 ja bereits 25 Jahre alt war. Angeblich zu alt:

„Ihm steht daher kein Anspruch auf Entschädigung für Schaden an Leben an seinem Vater zu.“

Zur weiteren Stärke von Olonetzkys Chronik gehört, dass sie darin auch den weniger bekannten Antisemitismus in der Schweizer Gesellschaft erwähnt. So wurde ihr Vater nach seiner Flucht 1943 nicht nur bespitzelt, sondern auch mehrfach offiziell aufgefordert, die Schweiz doch bitte schnellstmöglich in Richtung Palästina zu verlassen. Erst 1957 erhielt er die Staatsbürgerschaft. Auch das ein dunkles Kapitel der Holocaust-Geschichte.

Dennoch bleibt nach der Lektüre ein zwiespältiger Eindruck zurück. Denn so erhellend in Olonetzky's Buch auch die Rückblicke auf die längst noch nicht vergangene NS-Vergangenheit wirken, so zweifelhaft erscheinen einem darin doch leider öfter dessen zwischengeschaltete Berichte aus der Gegenwart. Da fabuliert die Autorin dann etwa regelmäßig über die Pflanzen in ihrem Garten. Oder vergleicht den Holocaust allzu leichtfertig mit heutigen Kriegen wie in der Ukraine. Oder sie macht sich Allerwelt-Gedanken wie diese:

„Wie viele Kleider, Hosen, und Jacken hängen in meinem Schrank? Formen sie mich zu der, die ich bin oder sein möchte?“

Solche wiederkehrenden, banalen Privat-Reflexionen wirken vor dem Hintergrund der Holocaust-Aufarbeitung gelinde gesagt irritierend, wenn nicht deplatziert. Denn so wichtig das Sprechen über das Grauen von Auschwitz auch weiterhin ist: Es verträgt doch keinerlei Geschwätzigkeit.